

Brauchtradition — Erhaltung, Veränderung, Mitgestaltung<sup>1</sup>

Wer über Bräuche spricht, führt im allgemeinen farbige Bilder vor — sei es im wirklichen Sinn (also in beeindruckenden Batterien von Diapositiven) oder im übertragenen (also im nachzeichnenden Bericht der verschiedensten Anlässe, Formen und Darstellungsweisen). Solche Bilderfolgen sind insofern etwas problematisch, als sie oft Bräuche aus ganz verschiedenen Orten nebeneinander stellen und so eine Fülle vortäuschen, die in Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Aber auch wenn man diese Einschränkung bedenkt, bleibt das Panorama noch reich, bunt und vielfältig genug.<sup>2</sup>

Ich will hier der Verführung der Bilder widerstehen und danach fragen, ob hinter der bunten Vielfalt einheitliche Strukturen wirksam sind, und ich will die Brauchtradition unter der speziellen Fragestellung behandeln, welche Eingriffe sie erlaubt oder verlangt, wie pflegerische Maßnahmen, Veränderungen, Versuche der Um- und Neugestaltung beurteilt werden sollen. Diese Fragestellung führt aus dem mehr oder weniger gesicherten historischen Raum heraus ins Feld gegenwärtiger, fast alltäglicher Entscheidungen. Diese Entscheidungen aber, mögen sie auch weithin von praktischen Erfordernissen bestimmt sein, berühren immer auch sehr grundsätzliche Probleme.

Ich beginne mit der sehr allgemeinen Frage: Was ist eigentlich ein Brauch? In der Regel fällt die Antwort darauf recht konkret aus: Weihnachten und so; daß man die Braut entführt; daß man nach der Beerdigung einen Leichenschmaus hält — und so weiter. Aber was ist eigentlich das Gemeinsame bei so verschiedenen Anlässen und Formen?

Ein Definitionsversuch: Brauch ist sozial bestimmtes, bei bestimmten Anlässen regelmäßig geübtes, verbindliches Handeln, das die materielle Seite der Befriedigung von Bedürfnissen übersteigt und durch die Tradition geprägt ist. Das hört sich vielleicht kompliziert an, wird aber leicht verständlich, wenn man sich die einzelnen Elemente der Definition vergegenwärtigt:

1 Vortrag beim Verbandstag des Landfrauenverbandes Württemberg — Baden e.V. am 23. April 1985 in Aalen.

2 Ich weise im folgenden nicht bei allen erwähnten Bräuchen auf Literatur hin, möchte hier aber ausdrücklich die zusammenfassende Darstellung „Schwäbische Bräuche“ von HERBERT und ELKE SCHWEDT (Stuttgart 1984) erwähnen, die neben einer ausführlichen Dokumentation von „Bräuchen im Jahreslauf“ und „Bräuchen im Lebenslauf“ in einer Einführung auch prinzipielle Fragen behandelt.

- Brauch ist sozial bestimmt, **übersteigt** also die nur-individuelle Gewohnheit. Wenn sich jemand **regelmäßig** nach dem Abendessen eine Pfeife **anzündet** und dann ums Haus herum geht, ist dies noch kein Brauch.
- Zum Brauch **gehört** das Moment der Wiederholung und der jeweiligen Einmaligkeit. Eine kontinuierlich **ausgeübte Tätigkeit** ist kein Brauch. Wenn eine Gruppe **regelmäßig** an den Wochenenden **Fußball** spielt, so ist dies im strengeren Sinne kein Brauch. Es kann aber durchaus Brauch sein, **daß** beim **jährlichen** Stadt- oder Dorffest eine Mannschaft des Gemeinderats gegen die weiblichen Gemeindebediensteten (oder was es sonst an lustigen Paarungen gibt) antritt.
- **Zufällig-willkürliches** Handeln ist kein Brauch. Man **'muß'** **gewissermaßen**. Es gab oder gibt immer wieder einmal Diskussionen in Familien, ob man nicht Weihnachten — oder doch wenigstens den Weihnachtsbaum — abschaffen sollte; oft sind es dann die Kinder, deren Erwartungen deutlich machen, **daß** hier ein Raum der Verbindlichkeit besteht, dem man nicht leicht entkommt.
- Rein materielle **Vorgänge** wie die **alltäglichen** Dinge der **Vitalsphäre** sind keine **Bräuche**. **Daß** wir essen, ist kein Brauch, wohl aber die Art, wie wir essen, die Sitzordnung, die Mahlzeitenfolge, das Tischgebet.
- **Schließlich:** kurzfristige Moden sind kein Brauch; der Brauch ist mehr als eine momentane Erfindung.

Es ist im allgemeinen dieses Moment der Tradition, das am **stärksten** hervorgehoben wird. Wenn von einem Brauch gesagt wird, er sei alt, es habe ihn seit eh und je gegeben, dann **genügt** dies normalerweise schon als **Erklärung** und **Begründung**. Die Frage nach dem Sinn wird vielfach in diese **Kontinuitätsbehauptung** umgebogen. Warum **hängt** man am Richtfest einen Kranz auf? Warum wird das Nikolausfeuer **entzündet**? Warum laufen die Kinder maskiert herum? Antwort: Das ist schon immer so gewesen. Dieses Frage- und Antwort-Spiel weist auf ein wichtiges Charakteristikum des Brauchs hin; er ist **selbstverständlich** geworden und braucht keine Rechtfertigung. Man **vergißt darüber leicht, daß** die Behauptung „schon immer“ in allen Fällen **übertrieben** ist — es gibt nichts, das es schon immer gegeben **hätte**. Jeder Brauch hat irgendwann einmal angefangen. Und er war zu den Zeiten dieses Anfangs kein „Brauch“, sondern eine Innovation, eine Neuerung, oft geradezu eine Mode. Die Mode kann die **Pubertätsphase** eines Brauchs sein.

Ich **möchte** dies in aller **Kürze** an einem allgemein vertrauten Beispiel klar machen: am Adventskranz. Er ist heute so **selbstverständlich, daß** kaum jemand danach fragt, woher er gekommen ist; und er war offenbar immer so **unauffällig, daß** man sein Aufkommen und seine Ausbreitung gar nicht

registriert hat. Heute kann man durchaus **hören**, er sei uralt, oder: es habe ihn seit eh und je gegeben. Manche Lehrerinnen und Lehrer tragen zu dieser Vorstellung noch bei, indem sie den Kindern etwas von alten Germanen und dunklen **Winternächten erzählen**. Dabei **könnten** die **Groß-** oder **Urgroßeltern** dieser Kinder aus eigener Erinnerung berichten, **daß** es den Adventskranz **früher** nicht gegeben hat. Seine Geschichte soll hier nicht nachgezeichnet werden;<sup>3</sup> sie beginnt vor rund einem Jahrhundert im Hamburger Rauhen Haus, einer protestantischen Erziehungsanstalt, und erst im Verlauf der letzten 60 oder 70 Jahre hat sich der Brauch **allmählich** in Deutschland ausgebreitet. Dabei war er allen **möglichen Veränderungen** in Form und Funktion unterworfen, bis in die Gegenwart hinein. Seit sich die **Blumenhändler** Floristen nennen, entstehen kunstvolle Gestecke und Gebinde, die in erster Linie Schmuckfunktion haben. Aber trotz solcher **Veränderungen** scheint der Adventskranz einem ziemlich allgemeinen **Bedürfnis** entgegenzukommen: Weihnachten, seit dem letzten Jahrhundert das zentrale Familienfest, steht vor der **Tür**, und je **rücksichtsloser** und lauter daran in der kommerziellen Werbung erinnert wird, umso **größer** scheint das **Bedürfnis** zu sein, dem im **häuslich-familiären** Bereich etwas weniger Lautes und Grelles entgegenszustellen. Wo ein derart **ausgeprägtes Bedürfnis** vorhanden ist, scheint also auch ein neuer Brauch eine Chance zu haben — und aus dem neuen Brauch wird bald ein **selbstverständlicher** Brauch, den man dann als alten Brauch bezeichnet.

Ich habe das Beispiel des Adventskranzes herausgegriffen, weil hier die **Unauffälligkeit** am **auffälligsten** ist. Andere Beispiele **ließen** sich **anschließen** -solche, in denen parallele **Vorgänge** zu registrieren sind, aber auch solche, in denen sich **Brauchansätze** so gut wie gar nicht weiterentwickelten. Ich deute nur an: Da ist auf der einen Seite der Muttertag — eine relativ junge und ziemlich individuelle Erfindung, die von einer Amerikanerin ausging, sich aber sehr schnell ausbreitete und bis heute gehalten hat; und auf der anderen Seite ist etwa an Vatertag oder Valentinstag zu erinnern, die sich nicht oder doch nicht in vergleichbarem Maß durchgesetzt haben. Auch in diesen **Fällen** handelt es sich um „Tage des schlechten Gewissens“ ; aber offensichtlich ist das **Bedürfnis** hier doch geringer, und die kommerzielle Seite steht sehr

3 Vgl. hierzu HERMANN BAUSINGER: Der Adventskranz. Ein methodisches Beispiel. In: **Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde** 1970 S. 9 – 31.

4 Dieser Begriff stammt von LEOPOLD SCHMIDT: Brauch ohne Glaube. Die **öffentlichen Bildhärten** im Wandel der Interpretationen. In: **Antaios** 6 (1964) S. 209 – 238.

viel deutlicher im Vordergrund. In der Anfangsphase des Valentinstags, im Jahr 1958, nahm das Berliner Kabarett „Die Insulaner“ dazu Stellung. Ein **Blumenhändler** wurde gefragt, wer Valentin sei, und seine Antwort war:

Ik hab keen Dunst von diesem Kameraden,  
wahrscheinlich hat er auch 'nen Blumenladen ...

Erste Zwischenbilanz: **Bräuche** erwecken in ihrer **Selbstverständlichkeit** den Anschein, es habe sie schon immer gegeben, sie seien uralte, oder anders gesagt, sie seien **natürlich**. Aber es gibt auch junge **Bräuche**, und jeder Brauch hat einmal angefangen. Dies ist keine sehr aufregende Erkenntnis; aber man **muß** sie sich vor Augen stellen, wenn man die Haltung **gegenüber** neuen **Bräuchen** bestimmen will. 'Neue **Bräuche**' klingt zwar wie ein Widerspruch in sich selbst; aber es handelt sich dabei weder um etwas **Ungewöhnliches** noch um etwas von vornherein Tadelnswertes.

**Hinzuzufügen** ist freilich, **daß** sich **Bräuche** nicht beliebig erfinden lassen; es **muß** ein **Bedürfnis** da sein, eine Basis und Bereitschaft, und sei sie **zunächst** auch verborgen. Bereitschaft **läßt** sich wecken, aber nicht ohne weiteres erzeugen. Deshalb kommt ja auch kaum jemand auf die Idee, am **grünen** Tisch **Bräuche** zu erfinden. Ein Vereinsvorstand, der feststellt: „Wir brauchen einen Brauch“ und dann **überlegt**, ob man lieber an Fastnacht mit Larven herumlaufen oder am 1. Mai bei allen Unverheirateten eine Leiter ans Schlafzimmer lehnen soll, ist eine **verrückte** Vorstellung, eine Karikatur. Die Frage ist nicht: Wie macht man neue **Bräuche**?, sondern: Wie **verhält** man sich **gegenüber** dem **Bauchgefüge** in Ort und Region? Anders gesagt — und damit bin ich beim Thema: Was kann, darf, **muß** man tun, um **Bräuche** zu erhalten? Wie kann, darf man sie **verändern**? Wie und wo darf oder **muß** man gestaltend eingreifen?

Erstes Stichwort: ERHALTUNG. **Daß** Erhaltung zum Brauch **gehört**, ist klar. Er **muß** weitergegeben, tradiert, immer neu **ausgeführt** werden — das konservierende Prinzip **gehört** zum inneren Wesen des Brauchs, allerdings auch, **daß** die Konservierung quasi **selbstverständlich** und mehr oder weniger **unbewußt** erfolgt. Mit Erhaltung oder 'Pfleger' ist aber oft etwas anderes, Spezielleres gemeint, und ich **rücke** dies **zunächst** in ein eher kritisches Licht: **daß** **nämlich** jemand von **außen** kommt und einem Brauch Korsettstangen einzieht, **daß** jemand zum Brauch-Profi, zum Dauerbetreuer von **Bräuchen** wird.

Die Kritik liegt auf der Hand: Von diesen Leuten wird die Bedeutung von **Bräuchen** **überschätzt**. Sie reden **übrigens** im allgemeinen nicht von **Bräuchen**, sondern pumpen diese zum Brauchtum auf, was feierlich und unangreifbar

klingt. Man sollte aber die Kirche im Dorf lassen und die **Bräuche** als das nehmen, was sie sind: Rhythmisierungen unseres gemeinschaftlichen Lebens. Ausdrucksformen, die etwas **über** die Substanz dieses Lebens aussagen, aber doch nur wichtige Farbtupfer und nicht die Substanz selber. Wer so tut, als sei das Abendland gerettet, wenn sich die Dorfjugend in alte Trachten stecken **läßt** und mit Blasmusik den Maibaum abholt, ist auf dem Holzweg.

Abgesehen von solchen falschen **Überhöhungen** **muß** manchen Pflegern auch vorgeworfen werden, **daß** sie die **Bräuche** oft **gewissermaßen** nach **Quantität** messen: so viel **Trachtenträger**, so viel **Tänze**, so viel Lieder, so viel Feste — und meistens auch: so viel Publikum.

Nicht ganz zu unrecht hat man auch darauf hingewiesen, **daß** schon das Wort „Pfleger“ **verdächtig** sei. Etwas Gesundes **muß** nicht gepflegt werden; Pflege gilt im allgemeinen dem, was eigentlich absterben **würde**, und manche Brauchtumsveranstaltungen wirken ja **tatsächlich** wie **künstlich** erzeugte Zukungen eines fast schon leblosen Gebildes. Was wirklich lebt, was vital, **kräftig**, gesund ist, bedarf keiner Pflege.

Solche Kritik ist **verständlich** — und sie ist richtig, soweit sie auf Leute zielt, die aus der Brauchpflege entweder eine Religion oder eine Art big business machen, manchmal **übrigens** gar nicht aus Selbstzweck, sondern mit dem Blick auf den Fremdenverkehr. Trotzdem **muß** gesagt werden, **daß** diese Kritik teilweise von falschen Voraussetzungen ausgeht. Sie unterstellt, **daß** **Bräuche** von allein leben, wachsen, gedeihen, **daß** sie keine Eingriffe, keine Initiative **benötigen**. Diese Annahme aber ist — jedenfalls in ihrer zugespitzten Form — ganz sicher falsch. **Bräuche** unterliegen nicht einem pflanzlichen Wachstum, bei dem in jedem **Frühjahr** (oder auch zu einem anderen Zeitpunkt) notwendig und **natürlich** die Knospen aufbrechen. So empfinden es zwar die Menschen, wenn ein Brauch wirklich lebendig ist — in einigen Narrenorten **heißt** es: „s goht drgege“, wenn die Fastnacht **näher rückt**. Ganz sicher ist das Klima, das Milieu, das einen Brauch **begünstigt**, von entscheidender Bedeutung. Aber es bedarf doch immer der **Entschlüsse**, es braucht immer einzelne Menschen oder kleine Gruppen, die sagen: Jetzt machen wir's, jetzt packen wir's; jetzt tun wir, was wir schon im letzten Jahr getan haben und was (in vielen **Fällen**) schon die Eltern und **Großeltern** gemacht haben. Es handelt sich also nicht etwa um einen organischen **Prozeß**, sondern um eine **Überlieferungskette**, und wenn irgendwo und irgendwann ein Glied schwach wird, dann bricht diese **Überlieferungskette** ab.

Insofern kann man sich zwar **darüber** streiten, ob Pflege der richtige Ausdruck ist; man kann und **muß** diskutieren **über** die Art der Pflege und der **Erhaltungsmaßnahmen**; man kann und **muß** fragen, wer eigentlich ein Recht

hat, pflegend einzugreifen – aber es **läßt** sich nicht bestreiten, **daß** bei der **Fortführung** eines Brauchs immer EntScheidungsprozesse im Spiel sind, die **beeinflußt** werden **können**.

Dazu kommt, **daß** diese EntScheidungsprozesse heute sehr viel deutlicher hervortreten als in **früheren** Zeiten. Wenn **Bräuche** oft **über** Jahre, Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hinweg weitgehend **unverändert überliefert** wurden, dann war dies vor allem auch in der **unveränderten** oder doch kaum **veränderten** sozialen Struktur **begründet**. Die **Dörfer** und die **Städte** waren zwar keine spannungslosen, harmonischen Organismen; aber es waren integrierte Sozialgebilde, in denen es klar zugeschriebene Positionen gab. Diese Positionen waren aufeinander bezogen, bildeten ein Ganzes, von dem der Einzelne lebte, leben **mußte**. Die **Bräuche** waren ein Ausdruck dieser Integration. Wenn dagegen vom heutigen Dorf die Rede ist, dann ist das **häufigste** Schlagwort Desintegration, und es wird **gewiß** nicht nur von ewigen Schwarzmalern verwendet.

Die Desintegration ist das Ergebnis eines schon **länger** andauernden Prozesses: Funktionen wurden entmischt, wurden teilweise in die Stadt verlagert; die Industrie zog **Arbeitskräfte** an und ab; ein neues **Verhältnis** zur Arbeitszeit und Freizeit entstand, und die Freizeit war etwas, das die Menschen (vor allem, aber nicht nur die Jugendlichen) **über** die Ortsgrenzen hinauslockte. Zu diesem **längerfristigen Prozeß** kommen neuerdings zwei entgegengesetzte Tendenzen, die entschiedene Folgen **für** die **Zerstörung** der bisherigen Formen des Zusammenlebens haben: Abwanderung und Zuwanderung – beides in einem **Ausmaß**, das mit den einstigen gelegentlichen **Ortsveränderungen** nichts mehr gemeinsam hat.

Als Folge der Abwanderung kommt es vielfach zu einer **Ausdünnung**, einer **Veränderung** der Altersstruktur, die auch bei uns die Rede von sterbenden **Dörfern** sinnvoll macht. Die **Ausdünnung** betrifft dabei auch die kulturellen Institutionen. Es gibt heute **Dörfer** und ganze Landstriche, die **Verensödland** sind, **Theaterödland**, **Kinoödland** und auch **Brauchödland**. Aus **Anlaß** einer Architekturtagung wurde der Sachverhalt **kürzlich folgendermaßen resümiert**:

„Die Inventur einer durchschnittlichen **Fünfhundert-Seelen-Ansiedlung** hierzulande ergibt in der Regel folgendes. Das Pastorat verwaist. Die Schule **aufgelöst**. Der Arzt pensioniert. Die Kneipe **verödet**. Die Poststelle ausgesiedelt. Ein Kindergarten zu teuer. Der **Krämer** in Rente. Der Bahnhof eine Ruine. Der Omnibus ein seltener Gast. Die gewachsene Umwelt eine **gün bemäntelte** Kloake. Die bebaute Umwelt eine Mixtur aus **hinfalligen** Idyllen, renditekonnformen Zweckbauten und **großstädtischen** Wohlstandserzeugnissen.“

Was so geschildert wurde, ist nicht nur ein bauliches, sondern ein im weiteren Sinne kulturelles Problem. Es gibt sicherlich manche Gemeinden, in denen die **tödliche** Grenze schon **überschritten** ist; und es gibt **genügend** andere, in denen es sich lohnt, Gegenstrategien zu entwickeln, den Niedergang von **Selbständigkeit** und **Selbstbewußtsein** aufzufangen. In einem solchen Konzept kann den **Bräuchen** – der Erhaltung und der Erneuerung von **Bräuchen** – ein wichtiger Stellenwert zukommen.

Dies **läßt** sich an allgemein vertrauten Beispielen **erläutern**: Vor etlichen Jahren demonstrierte die Gemeindereform die „**Bürgernähe**“ der Verwaltung, indem sie den kleinen Gemeinden die **Selbständigkeit** nahm und die **Rathäuser** um viele Kilometer entfernte. Ich formuliere leicht ironisch, ohne zu verkennen, **daß** die Gemeindereform die Folge eines Abbauprozesses war, der schon **früher** begann – die kleinen Gemeinden hatten nicht mehr viel zu sagen und zu entscheiden. Aber es ist eine Tatsache, **daß** die neue Verwaltungsstruktur keine neue Strukturierung der Kultur in Gang brachte – sie hatte **höchstens** die kulturelle Verarmung der kleinen Teilgemeinden zur Folge. In dieser Situation waren (und sind) lokale **Überlieferungen** enorm wichtig. Auch und gerade dort, wo ein Dorf zur Teilgemeinde herabgesunken ist, wurden vielfach Dorffeste gefeiert; die **örtlichen** Vereine pochten auf ihre **Selbständigkeit**, und teilweise gelang es, die drohende kulturelle **Verödung** aufzufangen. Auch einzelne **Bräuche können** bei diesem **Prozeß** wichtig sein. Wenn es in einer solchen Teilgemeinde einen besonderen Brauch gibt, dann wird bei dieser Gelegenheit deutlich, **daß** sie ein Ort **für** sich ist, stolz auf die Tradition, **bestätigt** durch die Besucher aus benachbarten **Dörfern** und **Städten**, die kommen, um zu sehen, wie ein wirkliches Dorf funktioniert.

Aber nicht nur die Abwanderung und der damit verbundene Funktionsverlust werfen Probleme auf, sondern **merkwürdigerweise** auch das Umgekehrte: die wachsende Bedeutung von **Dörfern** im Umland der **großen Städte** und in den Ballungsgebieten, die drastischen Zuwanderungsquoten, die in manchen Gemeinden zu verzeichnen sind. Mechanisch gesehen **könnte** man dies als Blutzufuhr bewerten, zumal die Zuwanderer im allgemeinen eher junge Leute sind; und man **könnte** davon ausgehen, **daß** auf diese Weise ausreichende **Kapazität** und Masse auch und gerade **für** kulturelle **Aktivitäten** entsteht.

Aber die Wirklichkeit sieht anders aus. Viele dieser **Nicht-mehr-Dörfer** sind **Schlafstädte** oder Wohnsiedlungen, deren **Bevölkerung** mit der Gemeinde als ganzer kaum etwas zu tun hat. Die Einwohnerschaft driftet in Teile auseinander, und die Orientierung richtet sich **größtenteils** nach **außen über** die Grenzen der Gemeinde hinaus. Dieter Jauch hat das vor kurzem einmal

am Vereinswesen untersucht.<sup>5</sup> Hier ist es deutlich zu einer Art Zweiteilung gekommen: auf der einen Seite die traditionellen Vereine, die vielfach von den Neuen, den Zugezogenen, kaum beachtet und die wenig nachgefragt werden, auf der anderen Seite neue Sparten in diesen Vereinen und vor allem neue Clubs (dieser Name ist wichtig!), die von diesen Neuen **gegründet** und **geführt** werden und die zum Teil auch einen ganz anderen sozialen Charakter haben — Tennisclubs und Reitvereine sind nicht unbedingt typisch **dörfliche** Vereine alten Stils.

Die generelle Folge ist also auch hier vielfach eine weitgehende Desorientierung im Dorf. Junge Leute gehen nicht mehr zum Gesangverein, weil sie **fürchten**, sich mit einer solchen Mitgliedschaft **lächerlich** zu machen und weil ihre Interessen **über** die Dorfgrenzen hinausreichen. **Bräuche** erscheinen **fragwürdig** und komisch — was sollen die zugewanderten IBM-Ingenieure und ihre Familien damit anfangen, **daß** an Pfingsten einer in Stroh oder Laub gewickelt und durchs Dorf **geführt** wird, durchs Dorf, das kein Dorf mehr ist? Also gibt man die alten **Bräuche** auf.

In einer solchen Situation hat das **bewußte** Streben nach der Erhaltung von Brauchtraditionen seinen guten Sinn. Die Erhaltung mag schwierig sein; aber zum Teil werden die Schwierigkeiten auch **überschätzt**. Zum Beispiel ist daran zu erinnern, **daß** die IBM-Ingenieure (um bei dieser Spezies zu bleiben) in ihrer Freizeit keineswegs nur von modernen Allround-Angeboten zehren, **daß** ihnen vielmehr das Alte **gefällt**. Mindestens teilweise sind die **Städter** ja nicht deshalb aufs Land gezogen, weil sie in einer neutralisierten **Wohnfläche** leben wollen, sondern um einem lebendigen Sozialverband **anzugehören**.

Funktionieren **können** solche **Erhaltungsmaßnahmen** freilich nur, wenn **möglichst** viele Teile der **Bevölkerung** einbezogen werden — Jugendliche, Alte, aber auch beispielsweise (soweit Bereitschaft dazu vorhanden ist) **ausländische** Arbeitsimmigranten verschiedener **Nationalität**. Zumindest bei Dorffesten ist es **möglich**, sehr verschiedenartigen und relativ vielen Gruppen Einzelaufgaben und besondere Entfaltungsfelder zuzuweisen.

Sieht man diese **Zusammenhänge**, dann ist das Stichwort Erhaltung **plötzlich** weniger **anrühlich**. Erhaltung von **Bräuchen** kann eine Gegenstrategie zur drohenden Desintegration der **Dörfer** und **Städte** sein.

Bei der — ersten oder ironischen — Kritik an Brauchtumpflegeren schwingt allerdings noch ein anderer Vorwurf mit: Erhaltung und Pflege ist

5 Die Wandlung des Vereinslebens in **ländlichen** Gemeinden **Südwestdeutschlands**. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 28 (1980) S. 48 — 77.

**für** sie vielfach die Erhaltung in einer starren, **unveränderlichen** Form. Sie stecken die **Bräuche** Jahr **für** Jahr in die **Tiefkühltruhe**, holen sie dann wieder heraus und wundern sich, **daß** sie fad schmecken und an Vitaminmangel einzugehen drohen. Sie halten **ängstlich** am alten Bild fest und verkennen, **daß** sich **Bräuche** zu allen Zeiten weiterentwickelt haben. Sie haben eine falsche Vorstellung vom Brauch. **Gewiß**, es **gehört** dazu, **daß** man **gewissermaßen** nicht links und rechts schaut und tut, was man schon immer getan hat. „Wo's der Brauch ist, legt man die Kuh ins Bett" **heißt** eine schweizerische Redensart. Aber das ist doch nur die eine Seite. **Bräuche** sind **Denkmäler**; aber **höchst** lebendige **Denkmäler**; sie haben immer auch reagiert auf soziale **Veränderungen**, und wo sich die Struktur einer Gesellschaft, eines Ortes **ändert**, **müssen** auch die **Bräuche**, sollen sie nicht verschwinden, auf diese **Veränderung** reagieren.

Zwei harmlose kleine Beispiele **für** solche **Veränderungen**: Ich habe den Adventskranz **erwähnt**; dabei handelt es sich um einen **familiären**, teilweise auch einen kirchlichen Brauch. Man kann aber kaum sagen, **daß** durch diesen Brauch alle Gruppen einer Gemeinde angesprochen werden; Jugendliche zum Beispiel haben im allgemeinen anderes im Kopf als **Adventskränze**; die stillen Lichter **können** nicht konkurrieren mit den Lichtorgien und dem Flitterglanz von Discos oder mit dem **Lärm** von **Motonadausflügen**. In einem Albdorf schlug der Pfarrer schon vor vielen Jahren den Konfirmanden vor, **Adventskränze** zu basteln und sie am 1. Advent singend alten Leuten ins Haus zu bringen. Die jungen Leute (die allerdings das Disco-Alter noch nicht ganz erreicht haben!) nahmen die Anregung gerne auf, und inzwischen existiert dieser Brauch schon lange Zeit als kleines Integrationsmoment — die Alten freuen sich, und die Jungen wehren sich nicht gegen die Chance, aktiv zu werden und Freude zu bringen.

Ein zweites Beispiel: In einem kleinen Dorf im Neckartal **beschränkte** sich das 'Brauchtum' am Vorabend des 1. Mai lange Zeit darauf, **daß** die **Halbwüchsigen** allerhand lustigen (manchmal auch nicht ganz so lustigen) Unfug betrieben; der Maibaum, auf den man nicht verzichten wollte, wurde von der Gemeindeverwaltung aufgestellt, aber relativ wenig beachtet. Von einem der **dörflichen** Vereine ging dann die Initiative aus, **daß** der Maibaum am Vorabend des 1. Mai eingeholt und in einer kleinen Feier aufgerichtet wurde; andere Vereine wurden beteiligt, und **schließlich** gelang es, auch Gruppen von Jugendlichen und von **Ausländern** einzubeziehen, die nicht eigens in Vereinen organisiert sind. Als Mittel der **Zähmung** funktionierte der **veränderte** Brauch nicht — vor einigen Jahren fand der Ortsvorsteher **spät** in der Nacht, als er vom Umtrunk heimkehrte, seinen Mercedes auf einem Scheunendach. Zu den

**Bräuchen** gehören immer auch ausgefranste **Ränder**, **Fragwürdigkeiten**, **Übergriffe**, gegen die man sich wehren muß (und die freilich gerade dadurch verlockend werden) — aber **Bräuche** sollten sich wohl doch nicht ganz darin erschöpfen.

Die zuletzt **erwähnten** Beispiele beziehen sich im Grund nicht auf die Erhaltung von **Bräuchen**, sondern zielen bereits auf das zweite Stichwort: **VERÄNDERUNG**. Nun ist mit dem Begriff **Brauch** bekanntlich oft die Vorstellung verbunden, **daß** er nicht **verändert** werden darf, **daß** an der einmal gefundenen und entwickelten Form festzuhalten sei. Es ist sicher kein Schaden, **daß** dieses Traditionsmoment — man **könnte** mit einem physikalischen Begriff auch sagen: **Trägheitsmoment** — im **Brauch** enthalten ist. So entzieht er sich modischen und **läppischen** Neuerungen, der Tendenz zur **Änderung** um jeden Preis. Wenn ein Maibaum von der **örtlichen** Brauerei **über** und **über** mit Werbezeichen **behängt** wird, ist es eigentlich kein Maibaum mehr — **Bräuche können** nicht beliebig manipuliert werden. Aber sie sind, und dies ist in gleicher Weise zu betonen, auch nicht **unveränderlich**; sie sollten nicht als erstarrte Formen **überliefert** werden, bis ihnen die Lebensluft ausgeht.

Ich bin nun freilich keineswegs in der Lage, eine Liste zu liefern **über** die **mögliche Änderung** oder gar Neuerfindung von **Bräuchen**. Wer dies freischwebend, quasi am Schreibtisch, versucht, wird in aller Regel Schiffbruch erleiden. Wo sich Neubildungen durchgesetzt haben, da waren dies im allgemeinen keine Erfindungen, sondern Entlehnungen: man guckt, was anderswo los ist, orientiert sich an dem, was in kleinen Gruppen vielleicht schon angelegt ist und entwickelt es weiter. Ein Beispiel: In der Stadt **Münsingen** wurde immer wieder ein Mangel an **örtlichen** Traditionen beklagt. Vor wenigen Jahren kamen einige Leute auf die Idee, einen „**Hirschhömlestag**“ am Vorabend des **Dreikönigstags** einzuführen. Sie bezogen sich dabei auf die **Hirschhömle** im Stadtwappen, und sie regten an, ein **Gebäck** in der Form dieses Wappensymbols herzustellen. Sie lehnten sich dabei eng an den Reutlinger Mutscheltag an; wie um die Reutlinger Mutschein in **Gaststätten** **gewürfelt** wird, so **führte** man es auch in **Münsingen** mit den gebackenen **Hirschhömle** ein. Der Erfolg war **zunächst** recht **mäßig**; vielleicht tritt jetzt eine neue Wendung ein, nachdem ein kurioser Fund gemacht wurde: in einem **über** hundert Jahre alten Kochbuch werden **tatsächlich Hirschhömle** bereits **erwähnt**, allerdings mit einem ganz anderen Rezept.

Es handelt sich also um einen Versuch mit noch offenem Ausgang; einen Versuch aber jedenfalls, der deutlich macht, wie sich die **Veränderung** und manchmal auch Neugestaltung von **Bräuchen** an vorhandenen Vorgaben orientiert. Das gleiche **könnte** beispielsweise auch gezeigt werden am Beispiel der

**Narenzünfte**, die seit den **fünfziger** Jahren in **großer** Zahl neu **gegründet** wurden — diese neuen **Zünfte** und ihre **Bräuche** funktionierten wohl vor allem deshalb, weil sie sich an den Vorgaben und **Möglichkeiten** der weiteren Brauchlandschaft orientierten.

Im Zusammenhang mit der Neuentwicklung von **Bräuchen** sollen einige Anmerkungen zu den Dorffesten gemacht werden, die heute weit verbreitet sind und die zwar vielfach die verschiedensten alten Traditionen **präsentieren**, selber aber oft keine eigene Tradition aufweisen. Es sind vielfach Neugestaltungen, die nicht an ein bestimmtes Datum und nicht an spezifische Lokaltraditionen gebunden sind — insofern sind solche Dorffeste praktisch auch fast **überall möglich**.

Was ist wichtig bei diesem neuen **Brauch**? Eine **abschließende** Empfehlungsliste kann hier nicht gegeben werden; aber ein paar Richtungsandeutungen sind doch **möglich**:

- Wenn von einem Dorffest die Rede ist, dann sollte damit nicht nur der Ort der Handlung bezeichnet sein — es sollte sich vielmehr wirklich um ein Fest des ganzen Dorfes handeln. Das bedeutet: **möglichst** viele sind zu beteiligen, viele Einzelne und viele Gruppen, Organisierte und Nichtorganisierte. Die zuletzt genannte Gruppe ist wichtig: **Vereinsvorstände** und andere Honoratioren gehen immer noch davon aus, „alle“ seien ja doch im Gesangsverein etc., was im allgemeinen **längst** nicht mehr den wirklichen **Verhältnissen** entspricht.
- Wenn viele aktiv beteiligt werden, so ist darauf zu achten, **daß** diese Beteiligung auch ihr Echo findet — das **heißt**, **daß** die **Beiträge** so ins Programm eingebaut werden, **daß** sie Aufmerksamkeit erregen. Ein trauriges Gegenbeispiel bieten viele Kinderfeste<sup>6</sup>, bei denen Schulklassen und Kindergartengruppen wochenlang Spiele, **Tänze** und **Wettkämpfe** proben, und bestenfalls schauen dann ein paar besonders gewissenhafte **Mütter** und **Väter** zu, **während** alle anderen **längst** im Festzelt verschwunden sind.
- Gegen die **Festzelatmosphäre** soll hier kein eifernder Feldzug **geführt** werden — Dorffeste sind sicher kein **Entwöhnungsprogramm**. Aber es sollte versucht werden, **in** solchen Festen mehr als ein **Humba-humba-täää** zu vermitteln. Es sollte versucht werden, Lokales zur Geltung zu bringen, man sollte auf Animatoure von **auswärts** verzichten. Kein Moderator vom Rundfunk also, der Allerweltswitze **erzählt**, sondern ein aufgewecktes

<sup>6</sup> Vgl. ROLAND NARR: Kinderfest. Eine **pädagogische** und **gemeindesoziologische** Studie.- Neuwied, Darmstadt 1974.

**Mädchen** oder ein schlagfertiger Bursche aus dem Ort – es gibt keinen, in dem alle aufs Maul gefallen **wären**.

- Der Erfolg solcher Feste sollte nicht an der **Größe** abgelesen werden. Die Propaganda nach **außen** sollte **eingeschränkt** werden — sonst braucht man sich nicht zu wundern, wenn die lokale **Atmosphäre** und Besonderheit abhanden kommen und wenn man es praktisch mit einem Mini-Volksfest allgemeinen Zuschnitts zu tun hat.
- Man sollte solche Feste nicht **über-organisieren**. Ich will dies illustrieren an einem Beispiel, das von einem Stadtfest stammt. Das bekannte Biberacher **Schützenfest** nahm vor einigen Jahren eine unerwartete Wendung, die im folgenden Ausschnitt aus einem Zeitungsartikel<sup>7</sup> beschrieben ist:  
 „Auf nicht ganz **gewöhnliche** Weise haben die Biberacher den sogenannten **'Schützenmontag'** gefeiert, einen Festtag, der den **Schülern** und Schulen vorbehalten ist und einen 'bunten Zug' vorsieht, dessen Gestaltung **alljährlich** den Schulklassen vorbehalten bleibt. Die Attribute der Gruppen werden von den Kindern selbst gebastelt, die Konzeption wird von den Klassen ausgedacht. Mit Trommeln, Pfeifen und zahlreichen Musikkapellen zieht man dann durch die **Straßen**, wohlgeordnet und in der vorgeschriebenen Reihenfolge. Als jetzt das Biberacher **Hengöttle** mit Sturm und Regen einen Strich durch die Rechnung der Organisatoren gemacht und man den ganzen Zug mit **Rücksicht** auf die Kinder abgeblasen hatte, wollten sich diese nicht nach Hause schicken lassen: Die ganze Innenstadt wimmelte von farbigen, phantasiereichen Gruppen. An allen Ecken und Enden **ertönte** Musik. Die Kinder zogen spontan durch **Straßen** und **Gäßchen**, und man schlug auf die Pauke, wo man wollte. Auf den **Tribünen**, wo sonst die Honoratioren sitzen, machte sich das Volk breit. Selten einmal — so befanden manche Mitwirkende und Zuschauer - habe der bunte Montagszug so viel Freude gemacht wie diese Improvisation, und vielleicht sollte sich die **Schützendirektion darüber** einmal Gedanken machen.“

Nicht nur die Organisatoren des Biberacher **Schützenfestes** sollten sich **darüber** Gedanken machen, sondern alle, die mit **Bräuchen** zu tun haben. Sicher, es bedarf eines Zeitplans, es braucht einen Rahmen **für** Darbietungen und **Abläufe** — man **benötigt** Organisation. Aber das zitierte Beispiel macht die Gefahr **bewußt**, **daß Spontaneität** beschnitten, **Originalität** und **Kreativität** **verschüttet** werden. Je strikter ein Fest durchorganisiert ist, umso **größer** ist die

Gefahr, **daß** die Leute die Dinge nur **über** sich ergehen lassen, **daß** sie nicht mehr wirklich aktiv sind — auch dann, wenn sie als Teilnehmer fungieren.

Dieses Moment der Aktivierung, des Spontanen, der Gestaltungsfreiheit ist ein ganz entscheidendes Moment des Brauchs, das oft vergessen wird. Nicht der perfekte Ablauf ist entscheidend, sondern die Beteiligung — die **äußere** und die innere.

**Bräuche** — selbst ruppige und handfeste **Bräuche** — sind empfindliche Gebilde. Es gibt Eingriffs- und **Gestaltungsmöglichkeiten**, aber sie sind nur dann erfolversprechend, wenn ein Klima **dafür** vorhanden ist, wenn die anderen mitmachen. Die kleine Nuance in dem mir gestellten Thema ist wichtiger, als man **zunächst** denkt: es geht nicht einfach um Gestaltung, sondern um MITGESTALTUNG.

Erhaltung, **Veränderung**, Mitgestaltung – diese Formulierung **berührt** viele Problemfelder, die hier **gewiß** nicht alle vermessen wurden. Die allgemeine Behandlung des Themas **läßt** sicherlich viele spezielle Fragen, die sich im konkreten Fall eines **erhaltungswürdigen** oder **änderungsbedürftigen** Brauches stellen, unbeantwortet. Aber es soll noch einmal unterstrichen werden, **daß** das Handeln in jedem einzelnen Fall sich auch an solchen allgemeineren **Überlegungen** orientieren **muß**. Grundsatz dabei **könnte** sein (und ich nehme in die Formulierung noch einmal alle drei **Stichwörter** des Themas auf): Es kann etwas **für** die Erhaltung und **Veränderung** von **Bräuchen** getan werden, wenn die Anstrengungen dazu bestimmt sind durch sensible Mitgestaltung.

<sup>7</sup> Stuttgarter Zeitung 2. Juli 1981.